



MARKUS HÖLLER

Tote Seelen kennen
keine Gnade...

DIE TOTEN VON VALERAN

EIN THRILLER-HORROR-ROMAN

DIE TOTEN VON VALERAN

Ein Thriller-Horror-Roman

MARKUS HÖLLER

Markus Höller wird vertreten durch:
D. Wiersch-Overbergstrasse 126 -
45663 Recklinghausen Deutschland
E-Mail: FUNK_BANDE@proton.me
Technische/Text Gesamtherstellung:
Markus Höller United-Powered by Novelwriter
Grafische Gestaltung:
Illustrationen erstellt mit Midjourney
©2026 Markus Höller
1. Auflage 2026

Inhalt

- [1 - Die Saite in der Nacht](#)
- [2 - Die Familie, die blieb](#)
- [3 - Zwei verlorene Jahre](#)
- [4 - Elias Kern](#)
- [5 - Die Stimme auf dem Band](#)
- [6 - Nummer dreizehn](#)
- [7 - Der fremde Raum](#)
- [8 - Adrians Warnung](#)
- [9 - Die Medikamente](#)
- [10 - Der Arzt](#)
- [11 - Das falsche Blut](#)
- [12 - Matthias Kerns Akte](#)
- [13 - Maras zweites Gesicht](#)
- [14 - Das künstliche Koma](#)
- [15 - Die Wand](#)
- [16 - Rückkehr nach Valeran](#)
- [17 - Der erste Resonanzraum](#)
- [18 - Die Instrumente](#)
- [19 - Die Kommune](#)
- [20 - Der Innere Kreis](#)
- [21 - Der Chor im Kopf](#)
- [22 - Toms letzte Nacht](#)
- [23 - Die fehlenden Minuten](#)
- [24 - Der Vater unter dem Haus](#)
- [25 - Die Rückkehr der Täter](#)
- [26 - Die Extraktion](#)
- [27 - Das Fest der Toten](#)
- [28 - Maras Operation](#)
- [29 - Das dreizehnte Lied](#)
- [30 - Was die Toten hören](#)

1 - Die Saite in der Nacht

Die Saite erklang um drei Uhr siebzehn. Rebecca war sofort wach. Kein langsames Auftauchen aus einem Traum, kein verwirrtes Suchen nach dem Wecker, sondern ein harter Ruck durch ihren Körper, als hätte jemand einen Draht zwischen ihren Rippen gespannt und daran gerissen. Der Ton stand für einen Augenblick in der Dunkelheit. Tief, metallisch und zu lang, um von einer gewöhnlichen Gitarre zu stammen. Er vibrierte durch die Wände, durch den Boden und durch die Matratze bis in ihre Zähne. Dann war er fort. Rebecca lag reglos auf dem Rücken. Die Decke reichte ihr bis zum Hals.

Ihr Atem ging flach, obwohl es im Schlafzimmer warm war. Auf dem Nachttisch leuchteten die grünen Ziffern des Weckers. 03:17. Neben dem Gerät standen ein halb volles Wasserglas und die braune Medikamentenflasche, deren Etikett sich an einer Ecke gelöst hatte. Sie hatte die Tablette genommen. Daran bestand kein Zweifel. Eine nach dem

Abendessen, nie zwei, niemals auf nüchternen Magen. Mara kontrollierte den Vorrat jedes Mal, wenn Rebecca sie besuchte, obwohl Rebecca seit zwei Jahren allein wohnte und vierundzwanzig war. Mara nannte es Fürsorge. Adrian nannte es Vernunft. Rebecca nannte es gar nichts, weil Namen den Dingen ein Gewicht gaben, das sie nicht immer tragen konnte. Die Saite erklang erneut. Diesmal kürzer. Ein schmutziges Brummen blieb zurück und kroch durch den Raum. Rebecca hob den Kopf. Ihr Schlafzimmer war klein. Bett, Schrank, Kommode, ein Stuhl mit Kleidern darauf. Keine Gitarre. Kein

Radio. Der Fernseher stand im Wohnzimmer und war aus geschaltet. Die Nachbarn über ihr waren seit einer Woche im Urlaub. Unter ihr wohnte eine alte Frau, die schon um acht Uhr abends das Licht löschte. Rebecca

wartete. Nichts. Sie tastete nach der Lampe. Ihr Arm fühlte sich schwer an, die Finger taub. Als das Licht anging, war der Raum leer. Die Schranktüren geschlossen. Das Fenster gekippt. Der Vorhang bewegte sich kaum. Rebecca setzte sich auf. Ihr Mund schmeckte bitter. Sie strich sich mit der Zunge über die Zähne und spürte etwas Raues hinter den unteren Schneidezähnen. Für einen Moment glaubte sie, ein Stück Tablette habe sich dort festgesetzt. Sie griff nach dem Wasserglas, doch bevor sie es berührte, erklang die Saite zum dritten Mal. Direkt hinter ihr. Rebecca fuhr herum. Das Kopfteil des Bettes berührte die Wand. Nichts konnte dahinterstehen. Trotzdem hatte sie den

Ton dort gehört, so nah, dass ein kalter Luftzug über ihren

Nacken strich. An der Tapete verlief ein dünner Riss. Sie kannte ihn. Er war schon beim Einzug dort gewesen, kaum sichtbar, nicht länger als eine Hand. Jetzt reichte er vom Kopfteil bis zur Decke. Rebecca starrte ihn an. Etwas Dunkles bewegte sich darin. Kein Insekt. Kein Schatten. Es sah aus wie ein schmaler Streifen schwarzes Band, der sich langsam durch die Mauer schob und wieder verschwand. Rebecca sprang aus dem Bett. Der Boden war kalt. Ihr rechter Fuß knickte beinahe weg, als eine Erinnerung durch sie fuhr, grell und unvollständig. Ein Raum ohne Fenster. Männerstimmen. Lederfesseln um ihre Handgelenke. Jemand zählte rückwärts. Dreizehn.

Zwölf. Elf. Sie blinzelte, und das Schlafzimmer war wieder da.

Die Wand. Der Riss. Das Licht. Ihr Herz schlug so hart, dass ihr Brustkorb schmerzte. Seit dem Erwachen aus dem Koma hatte es Bilder gegeben, die nicht zu ihr gehörten. Eine rote Tür. Schnee auf einem Klavier. Ein Mann mit verbundenen Augen. Mara hatte sie Erinnerungsfragmente genannt, harmlose Fehlzündungen eines verletzten Gehirns. Die Ärzte hatten andere Wörter benutzt, doch Rebecca erinnerte sich nur an ihre sauberen Hände und

daran, wie niemand ihr direkt in die Augen gesehen hatte, wenn sie nach ihrem Vater fragte. Tom Valeran. Zwei Worte in einer Akte. Ein Musiker, ein Sonderling, ein Toter. Mehr hatte man ihr nie gelassen.

Sie ging zur Tür. Jeder Schritt fühlte sich an, als bewege sie sich durch Wasser. Im Flur war es dunkel. Das Licht ließ sich nicht einschalten. Rebecca drückte den Schalter erneut. Nichts. Aus dem Wohnzimmer kam ein leises Knacken. Sie blieb stehen. Wieder das Knacken. Danach ein Flüstern, zu undeutlich, um Worte zu erkennen. Rebecca griff nach ihrem Telefon auf der Kommode. Das Display blieb schwarz. Sie drückte die Taste länger. Keine Reaktion. Der Akku hatte am Abend noch mehr als die Hälfte angezeigt. Sie hob das Gerät ans Ohr, obwohl sie wusste, dass das sinnlos war. Im Lautsprecher atmete jemand. Langsam. Feucht. Bei jedem Atemzug entstand ein leises Schleifen, als streife etwas über Metall. Ihr Daumen rutschte über das kalte Display. Auf der schwarzen Fläche spiegelte sich der Flur hinter ihr. Für den Bruchteil einer Sekunde stand dort ein Mann. Groß, schmal, in einem hellen Hemd, dessen Vorderseite dunkel durchtränkt war. Rebecca drehte sich um. Nichts. Als sie wieder auf das Telefon sah, war auch das Spiegelbild verschwunden. Das Atmen blieb.

„Wer ist da?“

Das Atmen verstummte. Rebecca hielt das Telefon fester. Ihre Hand zitterte.

„Wer ist in meiner Wohnung?“

Aus dem Badezimmer kam ein Geräusch, als würde Wasser in ein volles Becken tropfen. Rebecca senkte das Telefon. Die Tür des Badezimmers stand einen Spalt offen. Dunkelheit lag dahinter. Sie wusste, dass sie zurück ins Schlafzimmer gehen, die Tür verriegeln und um Hilfe rufen sollte. Doch das Telefon war tot, und etwas in ihr zog sie auf den schmalen Lichtstreifen zu, der aus dem Schlafzimmer in den Flur fiel. Nicht Neugier. Es war eher

das Gefühl, zu spät zu einer Verabredung zu kommen, die sie vergessen hatte. Das Tropfen wurde langsamer. Zwischen den einzelnen Lauten lagen nun mehrere

Sekunden, und in jeder Pause glaubte Rebecca ein leises Scharren zu hören. Sie ging weiter. Vor der Badezimmertür blieb sie stehen. Ihre Fingerspitzen berührten das Holz. Es war feucht. Sie zog die Hand zurück. Auf ihrer Haut klebte etwas Dunkles. Im schwachen Licht sah es aus wie Rost, doch der Geruch war süßlich und warm. Blut. Rebecca rieb die Finger an ihrem Nachthemd ab. Der Fleck verschwand nicht. Sie schob die Tür auf. Der Lichtschalter funktionierte. Kaltes weißes Licht flammte auf. Das Bad war leer. Waschbecken,

Dusche, Toilette, ein schmales Regal. Alles an seinem Platz. Auf den Fliesen lag kein Blut. Die Tür war trocken. Nur der Spiegel über dem Waschbecken war beschlagen. Rebecca trat näher. Das Fenster war geschlossen. Sie hatte seit Stunden nicht geduscht. Trotzdem lag eine dichte feuchte Schicht auf dem Glas. In der Mitte zeichnete sich ein Kreis ab, als hätte jemand von der anderen Seite eine Handfläche dagegen gepresst. Rebecca betrachtete ihr verschwommenes Spiegelbild. Blasses Gesicht, dunkle Augen, wirres Haar. Hinter ihrer rechten Schulter stand eine Frau. Rebecca erstarrte. Die Gestalt war groß und dünn. Ein Kleid hing in verbrannten Fetzen von ihrem Körper. Die Haut des Gesichts war schwarz, an einer Seite bis auf den Knochen weggeplatzt. Ein Auge fehlte. Das andere blickte Rebecca direkt an. Der Mund der Frau war geschlossen, doch unter den Lippen bewegte sich etwas. Rebecca wirbelte herum. Das Badezimmer war leer. Der Duschvorhang hing still. Die Tür stand offen. Kein Platz, an dem sich jemand verstecken konnte. Sie sah wieder in den Spiegel.

Die Frau stand noch dort. Nun näher. Ihr verbliebenes Auge war milchig, aber Rebecca spürte den Blick wie einen

Finger, der sich in ihre Stirn bohrte. Die Lippen der Frau öffneten sich. Ein schwarzer Streifen quoll aus ihrem Mund. Langsam glitt er über das Kinn. Magnetband. Rebecca erkannte es, obwohl sie seit ihrer Kindheit keine Kassette mehr in der Hand gehalten hatte. Das Band bewegte sich weiter, Zentimeter für Zentimeter, feucht von dunklem Speichel. Etwas war darauf geschrieben. Weiße, winzige Zeichen. Rebecca beugte sich näher, obwohl alles in ihr schrie, sie solle fliehen. Die Frau im Spiegel hob beide Hände. Ihre Finger waren abgebrochen,

die Nägel herausgerissen. Sie legte die Handflächen von innen gegen das Glas. Ein dumpfer Schlag ging durch den Spiegel. Rebecca wich zurück. Ein zweiter Schlag. Ein Riss entstand, genau zwischen ihren Spiegelbildern. Beim dritten

Schlag erlosch das Licht. Rebecca schrie und stieß gegen das Regal. Flaschen fielen zu Boden. Plastik klapperte über die Fliesen. Sie tastete nach dem Türrahmen, fand ihn nicht und schlug mit dem Unterarm gegen die Wand. Das Atmen war wieder da. Nicht aus dem Telefon. Es kam aus dem Spiegel. Rebecca hörte das Magnetband über das Glas schleifen. Dann berührte etwas ihre Lippen. Es war weich, kalt und schlüpfrig. Sie schlug danach, traf nichts und stolperte aus dem Bad. Im Flur ging das Licht plötzlich an. Rebecca fiel auf die Knie. Das Telefon lag neben ihr. Das Display leuchtete. 03:17. Noch immer dieselbe Minute. Sie kroch rückwärts, bis ihr Rücken die Wand berührte. Das Bad war hell. Im Spiegel sah sie nur den leeren Flur und einen Teil ihres Körpers auf dem Boden. Keine Frau. Kein beschlagenes Glas. Kein Riss. Rebecca presste eine Hand auf den Mund. Etwas befand sich darin. Sie würgte, öffnete die Lippen und zog einen schmalen schwarzen Streifen zwischen den Zähnen hervor. Magnetband. Feucht und warm. Es hing tief in ihrem Mund. Rebecca zog weiter. Das Band glitt über ihre Zunge, Zentimeter für Zentimeter.

Schmerz schoss unter ihr Kinn. Sie wollte aufhören, doch der Streifen klebte in ihrem Rachen. Sie würgte erneut,

krallte beide Hände darum und riss. Ein brennender

Schnitt ging durch ihre Mundhöhle. Das Band löste sich. Rebecca fiel zur Seite und spuckte Blut auf die Fliesen. Der schwarze Streifen lag vor ihr, nicht länger als zwanzig Zentimeter. Auf seiner glänzenden Oberfläche waren winzige helle Kratzer zu erkennen. Keine zufälligen Beschädigungen. Buchstaben. Rebecca hob das Band mit zitternden Fingern an und hielt es ins Licht. Drei Wörter standen darauf.

DU HAST UNS. Sie ließ den Streifen fallen. Ihre Zunge schmerzte. Sie tastete darunter und fühlte eine schmale harte Linie, die sie nie zuvor bemerkt hatte. Eine Narbe. Sie ging zurück ins Badezimmer. Jeder Schritt kostete Überwindung. Der Spiegel war sauber. Ihr Gesicht sah grau aus. Blut lief aus ihrem Mundwinkel. Rebecca öffnete die Lippen und hob die Zunge. An ihrer Unterseite verlief eine blasse, gerade Narbe. Zu sauber für einen versehentlichen Biss. Zu lang für eine gewöhnliche Verletzung. Sie berührte sie. Ein Bild explodierte in ihrem Kopf. Hände in weißen Handschuhen. Eine Lampe über ihr. Mara, viel jünger, mit Blut auf der Maske. Adrian an der Tür. Ein Mann, dessen Gesicht Rebecca nicht erkennen konnte, hielt eine Metallklammer.

„Das Kind hört uns.“

„Dann schneiden Sie tiefer.“

Rebecca riss die Hand aus dem Mund. Das Bild verschwand. Ihr Magen zog sich zusammen. Sie stützte sich am Waschbecken ab und erbrach nur Wasser und bitteren Schleim. Zwischen den Spritzern lag ein kleiner schwarzer Faden, dünner als das Magnetband und fest verknotet. Sie starrte ihn an. Sie erinnerte sich nicht an eine Operation im Mund. Sie erinnerte sich an fast gar nichts vor ihrem siebzehnten Geburtstag. Mara hatte ihr erklärt, dass nach einem zweijährigen Koma ganze

Abschnitte fehlen konnten. Erinnerungen seien kein Archiv, hatte sie gesagt. Eher ein Haus nach einem Brand. Man könne durch die Zimmer gehen, aber manche Türen führten nur noch in verkohlte Leere. Rebecca hatte dieses Bild jahrelang geglaubt. Jetzt stand sie in einem Badezimmer, in dem eine tote Frau aus einem Spiegel geschlagen hatte, und spürte unter der Zunge eine Narbe, die Mara gekannt haben musste. Sie wusch den Mund aus. Das Wasser färbte sich rosa. Als sie den Hahn zudrehte, tropfte es weiter.

Ein Tropfen. Noch einer. Der dritte war schwarz. Rebecca sah

hin. Eine zähe dunkle Flüssigkeit quoll aus dem Auslauf. Darin schwammen lange Haare. Sie wichen auseinander wie lebendige Würmer. Rebecca taumelte zurück. Das Wasser lief stärker, füllte das Becken, stieg über den Rand und ergoss sich auf den Boden. Die Haare wickelten sich um den Abfluss, um den Hahn, um ihre Handgelenke, obwohl sie mehrere Schritte entfernt stand. Sie spürte den Zug an der Haut. Im Spiegel stand die verbrannte Frau wieder hinter ihr. Diesmal bewegte sich ihr Mund ohne Magnetband. Die Stimme kam nicht aus dem Spiegel. Sie kam aus Rebeccas eigener Kehle.

„Nummer dreizehn.“

Rebecca schlug beide Hände gegen den Mund. Die Worte hatten ihre Stimmbänder benutzt, ohne dass sie sie geformt hatte. Die Frau hob einen verkohlten Finger und schrieb von innen auf das Glas. Langsam entstand eine Zahl. Erst der senkrechte Strich. Dann die beiden Bögen. 13. Das Licht flackerte. Die Frau verschwand. Die Zahl blieb. Rebecca starrte sie an, bis sich ihr Blick verschob und sie bemerkte, dass das Zeichen nicht auf der Oberfläche lag. Es befand sich hinter dem Glas, tief im Spiegel, als wäre es dort seit Jahren eingeschlossen gewesen. Das schwarze Wasser war verschwunden. Das Becken trocken. Auf den Fliesen lag nur ihr Blut. Sie griff

nach dem Telefon. Es zeigte weiterhin 03:17. Sie wählte Mara. Der Verbindungsaufbau dauerte ungewöhnlich lange. Statt des Freizeichens hörte Rebecca ein leises Kratzen. Dann Stimmen. Mehrere Menschen flüsterten gleichzeitig, zu leise, um einzelne Wörter zu verstehen. Eine Kinderstimme hob sich heraus und zählte rückwärts. Dreizehn. Zwölf. Elf. Rebecca drückte das Telefon fester ans Ohr.

„Mara?“

Das Flüstern verstummte. Für einen Moment glaubte Rebecca, am anderen Ende das Schlafzimmer ihrer Tante zu hören, das Rascheln der Bettdecke, einen erschrockenen Atemzug. Dann sprach Mara. Ihre Stimme klang wach. Nicht verschlafen, nicht verwirrt. Wach, als hätte sie auf diesen Anruf gewartet.

„Rebecca, hast du deine Tablette genommen?“

„In meiner Wohnung ist jemand.“

Eine Pause. Rebecca hörte, wie Mara Luft durch die Nase einzog.

„Rebecca, sieh mich nicht an.“

„Was?“

„Rebecca, geh vom Spiegel weg.“

Rebecca erstarrte. Mara konnte nicht wissen, wo sie stand. Im Glas hinter ihr erschien ein heller Fleck. Die verbrannte Frau war nicht zurückgekehrt. Diesmal stand ein Mann im Spiegel. Er trug ein schwarzes Hemd, das am Kragen offen war. Sein Haar fiel ihm in die Stirn. Die rechte Seite seines Kopfes war eingedrückt, als hätte jemand mit einem schweren Gegenstand darauf eingeschlagen. Blut lief über seine Wange. Rebecca kannte sein Gesicht, obwohl sie sich nicht daran erinnerte, es jemals gesehen zu haben. Es war auf den wenigen Zeitungsausschnitten gewesen, die Mara nicht schnell genug versteckt hatte. Tom Valeran. Ihr Vater. Der Tote hob eine Hand. Zwischen seinen Fingern lag ein Plektrum. Rebecca konnte nicht atmen.

„Mara, er ist hier.“

Am anderen Ende fiel etwas zu Boden.

„Rebecca, hör mir zu. Geh ins Schlafzimmer. Nimm eine zweite Tablette. Dann schließ die Tür ab und warte auf uns.“

„Wer ist Nummer dreizehn?“

Mara antwortete nicht sofort. Hinter ihr sagte Adrian etwas. Rebecca verstand nur zwei Worte: zu früh.

„Rebecca, stell keine Fragen. Nicht jetzt.“

„Du warst bei der Operation.“

Das Schweigen am anderen Ende wurde so vollständig, dass Rebecca glaubte, die Verbindung sei abgebrochen. Dann hörte sie Mara weinen. Kein lautes Schluchzen, nur einen kurzen erstickten Laut, den sie sofort unterdrückte.

„Rebecca, bitte.“

„Was habt ihr mit mir gemacht?“

Adrian nahm Mara das Telefon ab. Seine Stimme war hart und kontrolliert.

„Rebecca, du gehst jetzt zurück ins Bett. Wir sind in zwanzig Minuten bei dir.“

„Nein.“

„Rebecca, öffne niemandem die Tür.“

„Ich öffne euch die Tür auch nicht.“

Adrian atmete aus. Im Hintergrund hörte Rebecca eine Schublade, Metall, das gegeneinanderschlug. Schlüssel. Vielleicht eine Waffe. Sie kannte das Geräusch, ohne zu wissen, woher.

„Rebecca, du verstehst nicht, was geschieht.“

„Dann erklär es mir.“

„Dafür ist es zu spät.“

Die Verbindung brach ab. Das Telefon zeigte noch immer 03:17. Rebecca sah in den Spiegel. Ihr Vater stand unverändert darin. Sein Gesicht war ruhig, doch Blut tropfte von seinem Kinn auf einen Boden, den es nur auf der anderen Seite des Glases gab. Er hob das Plektrum an die Lippen. Aus dem Schlafzimmer erklang die

Gitarrensaite ein viertes Mal. Diesmal folgte ihr eine zweite. Dann eine dritte. Die Töne waren falsch, gegeneinander verschoben, und doch bildeten sie den

Anfang einer Melodie, die Rebecca kannte. Nicht aus einem Lied. Nicht aus einem Traum. Aus einem Raum ohne

Fenster, in dem zwölf Menschen geschrien hatten, während

ein Mann rückwärts zählte. Dreizehn. Zwölf. Elf. Das Licht im Flur erlosch. Nur der Spiegel blieb hell. Rebecca sah, wie hinter ihrem Vater weitere Gestalten erschienen. Eine Frau ohne Auge. Ein Mann mit geöffnetem Schädel. Ein Kind, dessen Mund mit schwarzem Faden vernäht war. Zwölf Körper standen dicht gedrängt und blickten durch das Glas. Tom drehte sich zu ihnen um. Für einen Augenblick glaubte Rebecca, er wolle sie zurückhalten. Dann stürzten sich die Gestalten auf ihn. Hände griffen nach seinem Hals, seinem Gesicht, seinem zerstörten Kopf. Tom schrie nicht. Er sah Rebecca weiter an, während sie ihn in die Dunkelheit zogen. Seine Lippen formten Worte. Rebecca hörte sie nicht im Raum. Sie hörte sie tief in ihrem Schädel, dort, wo seit Jahren eine geschlossene Tür gestanden hatte.

„Rebecca, geh nicht zurück in das Haus.“

Der Spiegel zerbarst. Rebecca warf die Arme vor das Gesicht. Glassplitter schlugen gegen die Wände, das Waschbecken, ihre nackten Beine. Ein scharfer Schmerz fuhr durch ihre Schulter. Sie fiel zu Boden und wartete darauf, dass weitere Scherben herabregneten. Nichts geschah. Als sie die Augen öffnete, war der Spiegel unversehrt. Kein Sprung. Kein Blut. Keine Gestalten. Auf dem Glas stand nur die Zahl 13. Diesmal war sie mit einem Finger in eine dünne Schicht aus Asche geschrieben. Rebecca hob langsam den Kopf. Im Schlafzimmer hörte sie eine Schublade aufgleiten. Dann Schritte. Jemand ging barfuß über den Boden. Langsam, schleifend, vom

Bett zur Tür. Die Klinke senkte sich. Rebecca stand auf. Ihre Beine zitterten. Sie griff nach der schweren Glasflasche auf dem Regal und hob sie über die Schulter. Die Schlafzimmertür öffnete sich. Dahinter war kein Schlafzimmer. Ein langer Flur führte in eine Dunkelheit, die nicht zu ihrer Wohnung gehörte. Die Wände waren mit vergilbtem Stoff bespannt. Kabel verliefen über die Decke. Am Ende stand eine rote Tür. Rebecca kannte sie aus ihren verlorenen Bildern. Vor der Tür kniete ein Mädchen in einem weißen Nachthemd. Das lange dunkle Haar hing ihm ins Gesicht. Die Handgelenke waren blutig. Rebecca wusste, wer es war, bevor das Mädchen den Kopf hob. Sie sah sich selbst mit fünfzehn Jahren. Das Mädchen lächelte. Seine Zähne waren mit schwarzem Faden zusammengenäht.

„Rebecca, sie kommen.“

Hinter dem Mädchen schlug etwas gegen die rote Tür. Einmal. Zweimal. Beim dritten Schlag sprang das Holz in der Mitte auf. Dutzende Finger schoben sich durch den Riss. Das Mädchen begann zu lachen. Nicht mit einer Stimme, sondern mit zwölf. Rebecca wich zurück. Der fremde Flur flackerte. Für einen Herzschlag sah sie wieder ihr Schlafzimmer, dann das Mädchen, dann das leere Bett. Aus der Ferne drang das Geräusch eines Motors. Adrian und Mara waren bereits unterwegs. Rebecca sah auf die Medikamentenflasche in ihrem Zimmer. Die braune Flasche stand offen auf dem Nachttisch, obwohl sie den Deckel am Abend fest zugeschraubt hatte.

Eine Tablette lag auf dem Bett. Weiß, rund, harmlos. Da neben lag ein menschlicher Zahn. Rebecca hob die Hand und berührte die Narbe unter ihrer Zunge. Hinter der roten Tür schrien die Toten ihren Namen. Sie ging nicht zur Tablette. Sie ging zur Kommode, zog sich die erste Jeans und den Pullover über, den sie fand, steckte Telefon, Geldbörse und Schlüssel ein und nahm die braune Flasche an sich. Als sie die Wohnung verließ, zeigte der Wecker

noch immer 03:17. Im Treppenhaus sprang die Anzeige auf 03:18. Gleichzeitig erklang aus allen Wohnungen des Hauses dieselbe tiefe Gitarrensaite. Türen öffneten sich. Menschen traten verschlafen in die Flure und sahen sich um. Nur die alte Frau aus der Wohnung unter Rebecca blieb stehen und blickte direkt zu ihr hinauf. Ihr Gesicht war kreidebleich.

„Rebecca, was hast du geweckt?“

Rebecca antwortete nicht. Unter ihrer Zunge begann die Narbe zu bluten.

2 - Die Familie, die blieb

Die alte Frau hieß Hilde Neumann. Rebecca wusste das, weil ihr Name seit Jahren mit schief eingesteckten Buchstaben am Briefkasten stand, nicht weil sie je mehr als drei Sätze mit ihr gewechselt hatte. Frau Neumann war klein, gebeugt und trug einen hellblauen Morgenmantel über einem weißen Nachthemd. Ihr graues Haar lag platt an einer Seite des Kopfes, als habe sie bis eben geschlafen. Doch ihre Augen waren zu wach. Sie sah nicht zu den Nachbarn, die in den oberen Stockwerken durcheinanderredeten, nicht zu den Lampen, die nach und nach angingen, sondern nur zu Rebecca. Die tiefe Saite war verklungen, aber ein Rest davon steckte im Treppenhaus und ließ das Metallgeländer kaum sichtbar zittern. Rebecca legte die Hand darauf. Das Vibrieren wanderte in ihre Finger. Unter ihrer Zunge sammelte sich warmes Blut. Sie schluckte es hinunter.

„Was meinen Sie damit?“

Frau Neumann kam eine Stufe herauf. Ihre nackten Füße waren grau von Staub, obwohl das Treppenhaus am Vortag gereinigt worden war. Sie roch nach Lavendel, kaltem Rauch und etwas Feuchtem, das Rebecca an die Erde auf einem Friedhof erinnerte.

„Rebecca, du solltest nicht hier stehen, wenn sie dich suchen.“

„Wer sucht mich?“

Die alte Frau blickte über Rebeccas Schulter. Ihre Pupillen wurden größer. Rebecca drehte sich nicht um. Sie spürte die Blicke der Nachbarn über sich, hörte eine Wohnungstür zufallen und ein Kind weinen. Von unten kam das Geräusch eines Fahrstuhls, der in diesem Haus nicht existierte. Ein mechanisches Rattern, ein fernes Klingeln, dann das Schleifen zweier Metalltüren. Frau Neumann hob eine zitternde Hand und deutete auf Rebeccas Mund.

„Du blutest wieder.“

„Wieder?“

Frau Neumann schloss die Lippen. Das Wort schien ihr entwischt zu sein. Für einen Augenblick sah sie nicht mehr unheimlich aus, sondern nur alt und erschrocken. Rebecca ging eine Stufe hinunter. Die Frau wich zurück.

„Woher kennen Sie mich?“

„Du wohnst über mir.“

„Das meine ich nicht.“

Unten im Hausflur schlug die Eingangstür gegen die Wand. Rebecca hörte schnelle Schritte. Männerstimmen. Adrian war zu früh. Selbst wenn er sofort nach dem Anruf losgefahren war, hätte er die Strecke nicht in weniger als fünfzehn Minuten schaffen können. Frau Neumann packte Rebecca am Handgelenk. Ihre Finger waren kalt und überraschend kräftig.

„Geh nicht mit dem Mann mit den stillen Ohren.“

„Adrian?“

Die Schritte kamen näher. Rebecca riss den Arm los und lief die Treppe hinauf, nicht hinunter. Im zweiten Stock fluchte jemand, als sie ihn zur Seite drängte. Im dritten stieß sie durch die Brandschutztür zum Hintertreppenhaus. Der Bewegungsmelder sprang nicht an. Sie tastete sich im Dunkeln nach unten, eine Hand an der Wand, die andere um die Medikamentenflasche geschlossen. Auf halber Höhe hörte sie unten eine Tür. Kalte Nachtluft drang herein. Jemand blieb stehen. Rebecca hielt den Atem an. Ein kleines rotes Licht glomm in der Dunkelheit, ungefähr auf Höhe eines menschlichen Ohres. Adrians Hörgerät. Es verschwand wieder. Er ging nicht weiter. Vielleicht hatte er sie gehört. Vielleicht wartete er. Rebecca bewegte sich Stufe für Stufe zurück nach oben, bis ihr Fuß gegen etwas Weiches stieß. Ein Tonbandknäuel lag auf der Treppe. Schwarze Streifen wanden sich ineinander, als würden sie sich langsam zusammenziehen. In ihrer Mitte steckte ein Milchzahn. Rebecca sprang darüber, erreichte den

Kellerflur und drückte die Tür zum Hof auf. Hinter ihr fiel die Brandschutztür ins Schloss. Im selben Moment schlug Adrian von der anderen Seite dagegen.

„Rebecca!“

Sie rannte. Der Hof war schmal, voller Mülltonnen und Fahrräder. Ihr Wagen stand an der Straße. Sie zog den Schlüssel aus der Tasche, ließ ihn fallen, hob ihn wieder auf und brachte die Fahrertür erst beim dritten Versuch auf. Als der Motor ansprang, trat Adrian aus dem Haus. Er trug eine dunkle Hose, einen Pullover und darüber eine Jacke, die er nicht geschlossen hatte. In seiner rechten Hand hielt er nichts. Seine linke blieb in der Jackentasche. Rebecca kannte diese Haltung. Sie wusste nicht, aus welcher Erinnerung. Adrian hob die freie Hand, als wolle er ein scheuendes Tier beruhigen. Hinter ihm erschien Mara. Sie hatte nur einen Mantel über ihr Nachthemd gezogen. Ihr Gesicht war bleich. Rebecca legte den Rückwärtsgang ein. Adrian ging schneller. Mara rief ihren Namen. Rebecca fuhr vom Bordstein, streifte beinahe ein parkendes Auto und bog in die nächste Straße ein. Im Rückspiegel sah sie Adrian auf der Fahrbahn stehen. Mara hielt ihn am Arm fest. Für einen Moment sah es aus, als streite sie mit ihm. Dann waren beide verschwunden.

Rebecca fuhr ohne Ziel durch die leeren Straßen. Die Stadt bestand um diese Uhrzeit aus Ampeln, dunklen Fenstern und den gelben Inseln der Straßenlaternen. Ihr Mund schmeckte nach Eisen. Die Narbe brannte. Auf dem Beifahrersitz lag die braune Flasche. Bei jeder Kurve rollten die Tabletten darin gegeneinander. Das leise Klackern erinnerte sie an Zähne in einem Glas. Sie schaltete das Radio ein. Rauschen. Ein Sender schob sich durch die Frequenz, eine Männerstimme sprach über ein Fußballspiel vom vergangenen Wochenende. Rebecca wollte das Gerät wieder ausschalten, als die Stimme mitten im Satz abbrach. Drei tiefe Töne erklangen. Die Melodie aus ihrer Wohnung. Danach hörte sie ein Kind atmen.

„Rebecca, sie haben die Bilder nicht verbrannt.“

Sie trat auf die Bremse. Hinter ihr hupte ein Lieferwagen und zog vorbei. Das Radio rauschte wieder. Rebecca fuhr an den Straßenrand. Ihr Telefon zeigte sieben verpasste Anrufe von Mara, vier von Adrian und eine Nachricht. KOMM ZU UNS. BITTE. WIR ERKLÄREN DIR ALLES. Sie las den Satz zweimal. Das Wort alles war eine Lüge, noch bevor sie darauf drückte. Dennoch wusste sie, wohin sie fahren würde. Mara und Adrian hatten die einzigen Antworten. Sie waren die Familie, die nach dem Koma geblieben war. Mara hatte neben ihrem Bett gesessen, als Rebecca zum ersten Mal die Augen öffnete und weder ihren Namen noch die Bedeutung des Sonnenlichts verstand. Adrian hatte ihre Wohnung bezahlt, ihr den Führerschein ermöglicht, mit ihr Formulare ausgefüllt und jedes Mal so getan, als wäre Hilfe etwas, das ihn nicht anstrengte. Sie hatten ihr ein Leben gebaut, als sie selbst keines mehr kannte. Wenn dieses Leben eine Kulisse war, musste sie sehen, was dahinterstand.

Das Haus ihrer angeblichen Verwandten lag am Stadtrand in einer ruhigen Siedlung aus niedrigen Einfamilienhäusern und geschnittenen Hecken. Rebecca kannte jeden Baum, jede Bodenwelle und die Stelle, an der im Winter zuerst Glatteis entstand. Sie hatte nach dem Koma fast vier Jahre dort gelebt. Die Außenlampe brannte. Mara stand bereits in der offenen Tür, als Rebecca den Wagen abstellte. Adrian war nicht zu sehen. Rebecca blieb sitzen und betrachtete das Haus. Helle Fassade, dunkles Dach, Gardinen in allen Fenstern. Ein Zuhause, das so ordentlich war, dass es nie ganz bewohnt gewirkt hatte. Kein vergessenes Glas auf einem Fensterbrett, keine Schuhe im Flur, keine Briefe auf einer Kommode. Mara hatte Sauberkeit mit Sicherheit verwechselt. Adrian hatte Sicherheit immer, wie ein Schloss behandelt.

„Rebecca, komm bitte herein.“

„Wo ist Adrian?“

„Er fährt dein Auto holen.“

„Mein Auto steht vor dem Haus.“

Mara blickte kurz zur Straße. In ihrem Gesicht bewegte sich etwas, kaum mehr als ein Zucken.

„Er ist noch einmal zurückgefahren. Wegen deiner Wohnung.“

„Warum?“

„Weil du gesagt hast, dort sei jemand.“

Rebecca stieg aus. Die Nachtluft kühlte das Blut an ihrem Kinn. Mara sah es und hob sofort beide Hände, hielt jedoch inne, bevor sie Rebecca berührte. Das war neu. Früher hatte sie jede Verletzung behandelt, ohne zu fragen. Eine aufgeschlagene Hand, Fieber, die Narben am Hinterkopf, die Rebecca angeblich von dem Unfall trug. Mara hatte nie gezögert. Jetzt sah sie nicht das Blut an. Sie sah die Stelle unter Rebeccas Kiefer, als wüsste sie, woher es kam.

„Zeig mir deine Zunge.“

„Warum?“

„Rebecca, bitte.“

„Du weißt von der Narbe.“

Mara schloss für einen Moment die Augen. Dann trat sie zur Seite.

„Komm hinein. Du frierst.“

Im Flur roch es nach Möbelpolitur und Kamillentee. Auf der kleinen Bank lagen zwei saubere Handtücher, eine Schale mit Desinfektionsmittel und ein medizinisches Untersuchungslicht. Mara hatte alles vorbereitet, bevor Rebecca angekommen war. Auf dem Schuhschrank stand eine Tasse. Der Tee dampfte noch. Daneben lag eine weiße Tablette auf einem Unterteller. Rebecca blieb stehen.

„Du hast nicht gewusst, dass ich komme.“

„Ich habe gehofft, dass du vernünftig bist.“

„Das Licht, das Desinfektionsmittel, die Tablette. Das hast du alles bereitgelegt, nachdem ich weggefahren bin?“

„Rebecca, dein Mund blutet.“

„Wofür ist die Tablette wirklich?“

Mara antwortete nicht. Sie nahm das Handtuch, befeuchtete eine Ecke und hob sie zu Rebeccas Gesicht. Rebecca wich zurück.

„Fass mich nicht an.“

Der Satz traf Mara sichtbar. Ihre Hand sank. Unter dem Mantel trug sie das alte graue Nachthemd, das Rebecca seit ihrer Jugend kannte. Auf der Brust war ein kleiner Faden gezogen. Etwas so Gewöhnliches hätte Rebecca beruhigen müssen. Stattdessen dachte sie an Mara in einer weißen Maske, Blut auf den Wangen, eine Lampe über einem gefesselten Kind.

„Ich habe dich nie verletzen wollen.“

„Das ist keine Antwort.“

„Die Narbe stammt aus der Zeit im Krankenhaus.“

„Welche Operation hinterlässt eine Narbe unter der Zunge?“

„Du hattest einen Tubus. Du hast dir während eines Krampfanfalls in die Zunge gebissen. Das Gewebe musste genäht werden.“

„Mit schwarzem Faden?“

Mara wurde vollkommen still. Rebecca nahm den verknoteten Faden aus der Hosentasche. Sie hatte ihn im Badezimmer eingesteckt, ohne bewusst darüber nachzudenken. Jetzt legte sie ihn auf den Unterteller neben die Tablette. Mara starrte darauf. Ihre Haut verlor die letzte Farbe.

„Wo hast du den gefunden?“

„In meinem Mund.“

„Das ist unmöglich.“

„Die tote Frau im Spiegel fand es offenbar nicht unmöglich.“

Mara griff nach dem Faden, zog die Hand jedoch zurück, als könnte er beißen. Aus dem Wohnzimmer schlug die Standuhr viermal. Jeder Schlag war zu laut. Rebecca sah zur Tür. Dahinter standen die Möbel, die sie kannte: das helle Sofa, der Schrank mit den Gläsern, der Teppich, auf

dem sie als Siebzehnjährige sitzen und einfache Wörter lesen gelernt hatte. An der Wand hing das Familienfoto, das Mara drei Monate nach Rebeccas Erwachen hatte machen lassen. Drei Menschen in einem Fotostudio. Mara lächelte. Adrian nicht. Rebecca sah in die Kamera wie jemand, dem erklärt worden war, dass dieses Bild ein Beweis sei.

„Wer ist Nummer dreizehn?“

Mara setzte sich auf die Bank. Ihre Knie gaben nicht nach, doch es wirkte, als müsse sie sie mit beiden Händen festhalten.

„Du hast diese Zahl früher oft gesagt.“

„Wann früher?“

„Nach dem Aufwachen.“

„Adrian sagte, sie hätte mich schon als Kind verfolgt.“

Mara blickte auf. Zu spät. Der Widerspruch stand zwischen ihnen.

„Adrian erinnert sich manchmal falsch.“

„Adrian erinnert sich an meine Kindheit, obwohl ihr meinen Vater angeblich kaum kanntet?“

„Rebecca, dein Vater war mein Bruder.“

„Dann erzähl mir etwas über ihn, das nicht in einer Zeitung stand.“

Mara öffnete den Mund. Kein Wort kam. Rebecca hatte sie diese Frage schon früher gestellt, aber niemals so direkt. Mara hatte von Toms schwarzer Gitarre erzählt, von seiner Unordnung, seinem schlechten Einfluss, seinem Hang zu gefährlichen Menschen. Keine Kindheitserinnerung, kein gemeinsamer Geburtstag, keine Anekdote über Eltern, Schule oder Geschwister. Nur Warnungen. Ein Bruder, der in ihrer Erzählung erst als erwachsener Mann existierte und bereits schuldig war.

„Wie hieß eure Mutter?“

„Elisabeth.“

„Wann wurde sie geboren?“

„Rebecca, was soll das?“

„Wie hieß euer Vater?“

Mara stand auf. Ihre Zuneigung war noch da, doch darunter lag nun etwas Härteres. Nicht Hass. Angst, die sich in Befehle verwandelte.

„Du brauchst Schlaf. Danach reden wir.“

„Nach der Tablette kann ich mich an nichts erinnern.“

„Sie schützt dein Gehirn.“

„Vor wem?“

Im Obergeschoss knarrte eine Diele. Beide sahen zur Treppe. Mara hatte behauptet, Adrian sei nicht im Haus. Rebecca hörte einen zweiten Schritt. Schwer, langsam, vorsichtig. Mara stellte sich unwillkürlich zwischen sie und die Treppe.

„Du hast gelogen.“

„Rebecca, bleib hier.“

Adrian erschien oben. Er war nicht umgezogen. An seiner Jacke klebte heller Putzstaub. In der Hand hielt er einen durchsichtigen Plastikbeutel. Darin lag der Streifen Magnetband aus Rebeccas Wohnung. DU HAST UNS war durch das Plastik zu erkennen. Sein Blick fiel auf den schwarzen Faden neben der Tablette. Seine Kiefermuskeln spannten sich.

„Du hättest ihn nicht mitnehmen dürfen.“

„Er war in meinem Mund.“

„Ich meine das Band.“

Rebecca sah zu Mara. Die schloss die Augen. Adrian kam die Treppe herunter und legte den Beutel auf die Kommode. Seine Hörgeräte saßen hinter beiden Ohren. Kleine matte Gehäuse, die er angeblich wegen einer Verletzung aus seiner Zeit bei der Polizei trug. Rebecca hatte nie erfahren, wann er Polizist gewesen sein sollte. In den Papieren, die sie kannte, hatte er als Sicherheitsberater gearbeitet. Adrian zog die Jacke aus. Die linke Tasche hing schwer. Als er sie über die Garderobe legte, zeichnete sich für einen Moment die Form einer Pistole im Stoff ab.

„Setz dich.“

„Nein.“

„Rebecca, wir versuchen, dir zu helfen.“

„Ihr wusstet, was ich sehen würde.“

„Wir wussten, was passieren kann, wenn du deine Medikamente nicht nimmst.“

„Ich habe sie genommen.“

Adrian sah zu Mara. Nur einen Augenblick, doch Rebecca bemerkte es. Die beiden hatten nicht damit gerechnet. Adrian nahm die Tablette vom Unterteller und hielt sie ihr hin.

„Dann nimm noch eine.“

„Was verschwindet zuerst? Die Frau im Spiegel oder die Erinnerung an euch bei meiner Operation?“

Adrians Gesicht blieb unbewegt, aber sein Daumen drückte so fest gegen die Tablette, dass sie zerbrach. Weißes Pulver rieselte auf den Boden. Aus dem Wohnzimmer erklang die Gitarrensaite. Mara zuckte zusammen. Adrian nicht. Er drehte nur den Kopf, als hätte er auf ein Signal gewartet. Die Standuhr blieb stehen. Ihr Pendel hing schräg in der Bewegung. Auf dem Familienfoto an der Wand erschien ein dunkler Strich über Rebeccas Mund. Schwarzer Faden, der von einem Bildrand zum anderen lief. Rebecca blinzelte. Der Strich war fort.

„Habt ihr das gehört?“

„Rebecca, da war nichts.“

Mara log schlecht. Adrian log, ohne die Stimme zu verändern.

„Du bist übermüdet.“

„Warum stand Frau Neumann im Treppenhaus, bevor ihr gekommen seid?“

Adrian hob den Blick.

„Was hat sie gesagt?“

„Dass ich nicht mit dem Mann mit den stillen Ohren gehen soll.“

Seine rechte Hand fuhr zu einem der Hörgeräte. Es war nur eine kleine Bewegung. Mara sah sie ebenfalls.

„Rebecca, Frau Neumann ist dement.“

„Sie kannte mich.“

„Du wohnst seit zwei Jahren über ihr.“

„Sie sagte, ich würde wieder bluten.“

Adrian ging zum Telefon im Wohnzimmer. Er wählte eine Nummer aus dem Gedächtnis und sprach so leise, dass Rebecca nur einzelne Wörter verstand. Neumann. Kontakt. Sofort. Mara blieb im Flur und versuchte nicht mehr, sie zu berühren. Rebecca sah die Treppe hinauf. Links lag das frühere Gästezimmer, in dem sie nach dem Koma geschlafen hatte. Rechts Adrians Arbeitszimmer. Die Tür war geschlossen. Rebecca kannte das Schloss. Adrian hatte es eingebaut, nachdem sie ihn einmal dabei ertappt hatte, wie er alte Zeitungsartikel über Tom Valeran verbrannte. Damals hatte er gesagt, er wolle sie vor sensationslüsternen Lügen schützen. Jetzt erinnerte sie sich an etwas anderes. An eine Nacht, in der sie barfuß vor dieser Tür gestanden und genau gewusst hatte, wo der Ersatzschlüssel lag. Nicht unter einem Blumentopf, nicht in einer Schublade. Im Gehäuse der Standuhr.

Rebecca ging ins Wohnzimmer. Mara folgte ihr.

„Ich möchte mich hinlegen.“

„Ich bringe dich nach oben.“

„Mach mir vorher einen Tee.“

Mara zögerte. Rebecca sah, wie sie zwischen Misstrauen und Erleichterung entschied. Der Wunsch nach Tee klang vertraut, fast normal. Eine Rückkehr zu jener Rebecca, die Anweisungen befolgte.

„Kamille?“

„Wie früher.“

Mara ging in die Küche. Adrian telefonierte noch immer mit dem Rücken zum Raum. Rebecca trat an die Standuhr. Das Holz war glatt und kühl. Sie öffnete die schmale Glastür, griff hinter das Pendel und tastete über die Rückwand. Ihre Finger fanden eine Vertiefung. Darin lag ein kleiner Schlüssel. Sie wusste nicht, woher sie das

nie an ihnen vorgenommen worden waren. Kinder, die plötzlich die Namen fremder Mörder kannten.

Zwischen den Meldungen erschien eine einzelne Nachricht von einer Nummer, die Elias sofort erkannte. ICH LEBE. DIE TÜREN DER KLINIK SIND OFFEN. NELE.

Elias las sie zweimal. Seine Schultern sanken für einen Atemzug, dann verschwand die Nachricht unter neuen Notrufen. Rebecca sagte nichts. Wenigstens eine Person war aus Voss' Händen gekommen, bevor das Lied die Welt erreichte.

Dann kamen die ersten Bilder. Ein Mann stand barfuß auf einer Autobahn und hielt sich die Ohren zu. Eine Krankenschwester schrieb zwölf Namen mit Blut an eine Wand. In einem Fernsehstudio saß eine Moderatorin schweigend vor der Kamera, während aus ihrem Mund die Stimme eines vor zwanzig Jahren verschwundenen Jungen sprach.

Elias ließ das Telefon sinken.

„Das ist keine Enthüllung. Das ist eine Seuche.“

„Es ist Erinnerung.“

„Erinnerung kann töten.“

„Vergessen auch.“

Hinter ihnen brach die Vorderseite des Hauses ein. Eine Druckwelle warf Rebecca und Elias zu Boden. Glas, Asche und brennende Papierfetzen regneten über den Weg. Rebecca hörte die zwölf Stimmen nicht mehr in ihrem Kopf. Zum ersten Mal seit dem Absetzen der Medikamente war dort Stille.

Dann sprach Tom.

Nicht aus einem Lautsprecher. Nicht aus dem Haus. Seine Stimme entstand tief in ihr, an einem Ort, von dem sie geglaubt hatte, er gehöre nur ihr.

„Rebecca, ich habe dich nicht gerettet, damit du der Welt unsere Toten gibst.“

Sie schloss die Augen.